Wann, wenn nicht jetzt?

In Italien wollen die Frauen gegen Berlusconi mobilmachen – und streiten sich über das Kleingedruckte

Die italienische Frauenbewegung brachte im Februar bei Anti-Berlusconi-Protesten fast eine Million Menschen auf die Strassen. Intern ist sie schon wieder zerstritten. Das kann sich Italien nicht leisten.

Miriam Ronzoni

Damals in Mailand – auf dem Largo Cairoli demonstrierte die Frauenbewegung 1973 noch geeint für feministische Anliegen. CONTRASTO

Am 19. Januar dieses Jahres veröffentlichte Concita De Gregorio eine Petition in der von ihr geleiteten und einst von Antonio Gramsci gegründeten linken Tageszeitung «L'Unità». Die Initiative hiess «Wo seid ihr, Frauen? Lasst uns sagen: Es reicht»; sie sammelte mehr als 37 000 Unterschriften und wurde zum Auslöser und Manifest für die Demonstrationen, die unter dem Motto «Wann, wenn nicht jetzt?» am 13. Februar in den meisten grossen und mittelgrossen Städten Italiens stattgefunden haben, um den Rücktritt des italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi zu fordern.

Überraschungserfolg

Die Kernbegründung der Forderung waren die Sexskandale um Berlusconi, der sich in diesen Tagen in einem Schnellverfahren wegen Amtsmissbrauchs und Sex mit einer minderjährigen Prostituierten vor Gericht verantworten muss. Die Frauen protestierten aber auch gegen das gesamte Frauenbild, das sowohl die italienischen Medien als auch Berlusconi selbst durch sein Verhalten verbreiten. Die Frauen-Proteste waren ein riesiger und eher unerwarteter Erfolg. Der Enthusiasmus und das Ausmass der Beteiligung schienen so hoch, dass man für einen Moment dachte, Frauen – nicht die Opposition, nicht die Justiz, nicht die Gewerkschaften – würden die Regierung stürzen.

In Tat und Wahrheit aber waren die treibende Kraft hinter dem Protest nicht feministische Gruppen, Frauenorganisationen und Kulturvereine sowie die verschiedenen Institute, die sich der Frauenforschung in Italien widmen. Ganz im Gegenteil reagierten sie auf De Gregorios Petition oft lauwarm bis kritisch. Gerügt wurde vor allem der moralistische Ton des Manifests: Es visiere nur «anständige» Frauen an, die «Mütter, Grossmütter, Töchter, Enkelinnen» Italiens. Angesprochen sei also nur jene schweigende Mehrheit, die Prostitution nie als mögliche Einkommensquelle betrachten würde. Dies widerspiegle eine eigentlich sexistische Moral, welche die weibliche Sexualität nicht als Gegenstand freier Entscheidungen sehe (unter anderem auch die, mit dem eigenen Körper Geld zu verdienen), sondern als zwischen Heiligen und Huren scharf getrenntes Feld.

Manche historische Grössen des italienischen Feminismus (wie zum Beispiel Lea Melandri) nahmen an der Demonstration zwar teil, spielten aber keine Rolle im Organisationskomitee. Viele Frauenorganisationen und Institute (etwa die Italienische Gesellschaft der Historikerinnen) unterschrieben zwar die Petition, aber mit geringem Enthusiasmus. Verschiedene Gruppierungen des radikalen Feminismus verabschiedeten sogar individuelle Manifeste. Sie kamen dann zu den Demos, aber mit eigenen Abzeichen (roten statt weissen Schals) und Slogans («Unanständig und frei»). Der Wunsch zusammenzuhalten war stark; vor allem, als klar wurde, wie gross die Demos sein würden. Die ideologischen Unterschiede bestehen aber nach wie vor und haben die Verwandlung eines zu Recht aufsehenerregenden Tages in eine erfolgreiche Dauerbewegung bis jetzt verhindert.

Goldene Gründerzeiten

Woher kommt diese Spaltung? Die feministische Bewegung in Italien war während der goldenen Zeiten der sogenannten zweiten Welle recht stark. Bereits in den 1960er und 1970er Jahren spielte sie eine entscheidende Rolle im Kampf für die Legalisierung von Abtreibung und Scheidung. Anfang der 1980er aber geriet der italienische Feminismus, genau wie die meisten politischen Bewegungen der Zeit, in eine Krise. Verglichen mit anderen Gruppen schien die Reaktion der Frauenbewegung auf das Ende der «Roaring Seventies» zunächst allerdings kreativ. Statt aus der Öffentlichkeit zu verschwinden, organisierten sich Frauen in einem weit verbreiteten Netzwerk von Kulturvereinen und Forschungsinstituten. Sie gaben zwar die direkte politische Tätigkeit auf, engagierten sich aber in intensiver kultureller Produktion. Die treibende Idee war, Sexismus durch Kultur und Bildung abzubauen. Man sprach von «kulturellem Feminismus»: Frauenbuchhandlungen und Dokumentationszentren für die Frauenforschung entstanden; Zeitschriften («Memoria», «Donnawomanfemme») und Institute (Lenove, das philosophische Institut Diotima, die erwähnte Italienische Gesellschaft der Historikerinnen) wurden gegründet.

Der «kulturelle Feminismus» hat in der italienischen Kultur eine wichtige Rolle gespielt. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, sich zu fragen, ob gerade die Bildungsmission erfolgreich war. Viele der – ursprünglich alternativen – Frauenbuchhandlungen und Forschungsinstitute wurden ziemlich schnell Teil der Hochkultur. Das Ziel, nicht nur Akademikerinnen und Intellektuelle einzubeziehen, wurde zu wenig energisch verfolgt. Insgesamt wurde akademische Komplexität immer wichtiger. Politische, ideologische und philosophische Unterscheidungen gab es in der Bewegung selbstverständlich seit je; sie hatten aber in der ersten Phase Zusammenarbeit und kollektive Aktion nicht verhindert.

Natürlich hat nicht nur die feministische Kultur dieses Problem. Viele Teile der linken italienischen Szene sind im Lauf der Jahre immer intellektuell verschwurbelter, manchmal fast esoterisch geworden. In Anbetracht des Zustands der italienischen Demokratie befremdet das andere Europäer: Gelegenheiten für Konsens über gemeinsame Ziele sollte es da ja eigentlich genug geben.

Ursprünglich planten die Organisatorinnen des Marschs vom 13. Februar, jeden Samstag zu protestieren, bis Berlusconi zurücktreten würde. Das ist ihnen nicht gelungen. Drei Wochen nach der Demo, am 8. März, wollte daraufhin das Organisationskomitee für den internationalen Frauentag das Experiment wiederholen. Die feministischen Gruppen konnten diesmal weder das Symbol des Tages (eine rosa Schleife) noch seinen Slogan («Lasst uns Italien wieder zur Welt bringen») akzeptieren – der indirekte Bezug zu Mutterschaft missfiel ihnen («zur Welt bringen»). Sie organisierten ihren eigenen Marsch. Beide gemeinsam zählten wesentlich weniger Teilnehmerinnen als die Demo vom 13. Februar.

Eine Grossdemonstration kann auch einer relativ spontanen Initiative entspringen. Um jedoch die Ziele des Protests zu erreichen, braucht man sowohl eine organisierte Bewegung als auch Einverständnis über die unmittelbaren politischen Ziele. Denn die Replik auf «Wann, wenn nicht jetzt?» kann nur sein: jeden Tag wieder, bis zum – für Berlusconi – bitteren Ende. Dass das der neuen italienischen Frauenbewegung gelingt, wird leider jeden Tag unwahrscheinlicher.

Miriam Ronzoni ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kolleg-Forschergruppe «Justitia Amplificata: Erweiterte Gerechtigkeit» an der Goethe-Universität Frankfurt a. M. Sie hat zuletzt den Band «Social Justice, Global Dynamics» (Routledge, London 2011) mitherausgegeben.

AUSSTELLUNGEN

Umkreisen einer Leerstelle

mlö. · Der surrealistisch verschlankte, alte Citroën («DS», 1993) ist da, der mit einem Schachbrettmuster überzogene Totenschädel («Black Kites», 1997) und auch der leere Schuhkarton. Gabriel Orozco, dem die Tate Modern jetzt eine Retrospektive widmet, spielt mit Alltagsgegenständen, verfremdet oder zweckentfremdet sie. Oft tragen seine Objekte Spuren eines zurückliegenden Unterwegsseins, sie verweisen auf etwas Fehlendes oder Vergangenes, umkreisen immer eine Leerstelle: so etwa «Chicotes» (2010), die Überreste geplatzter Autoreifen am Rand mexikanischer Highways, die Orozco mehrere Jahre lang gesammelt hatte. Die ausgefransten Gummireste erinnern dem Titel nach an Peitschen und jedenfalls kaum mehr an ihre ursprüngliche Funktion. Luftlos flach und sorgsam aufgereiht liegen sie auf dem Boden der Tate Modern wie auf einem Reifenfriedhof. Fahruntauglich ist auch das Objekt «Four Bicycles (There is always one Direction)» von 1994, für das Orozco mehrere Fahrräder ineinander verschraubte und so ineinander verwachsen liess, dass damit keine Richtung mehr einzuschlagen ist – vielleicht ein ironischer Kommentar auf den Allgemeinplatz, der sich im Titel versteckt. – Auch die in Amerika geborene Künstlerin Susan Hiller benutzt gern Alltagsgegenstände wie Postkarten, Tapetenstücke und Wasser. Aber sie interessiert sich – so auch in ihrer Ausstellung in der Tate Britain – nicht für das Nebensächliche, sondern für das Tiefe, Bedeutungsvolle und für das Übersinnliche. Ufos sind in ihrer Welt so zu Hause wie Geister auf Fernsehbildschirmen. Für eines ihrer beeindruckendsten Projekte – «J Street Project 2002–2005» – bereiste die ehemalige Anthropologin Deutschland und fotografierte und filmte jedes Strassenschild, in dem das Wort Jude vorkam, wie Judenstrasse, Judengasse. 67 Minuten dauert der Film. Vögel zwitschern, Autos fahren, manchmal regnet es, manchmal scheint die Sonne. Nichts passiert, denn was passiert ist, liegt in der Vergangenheit und ist immer noch an den Namen der 303 Strassen und Plätze ablesbar.

Gabriel Orozco. Tate Modern, London. Bis 25. April 2011. Susan Hiller. Tate Britain, London. Bis 15. Mai 2011.

Die Meisterin des Makabren

G. I. · Hübsch hässlich diese Ausstellung und wahrlich mit sechstem Sinn für Effekt und Exzentrik eingerichtet. So viel verquere Lust und verquastes Begehren, verschlungene Liebe und verbotener Sex in einem einzigen grossen Raum. Nicht umsonst geht der schwedischen Bildhauerin und Animationsfilmerin Nathalie Djurberg der Ruf einer Meisterin des Makabren voraus. In ihren Stop-Motion-Filmen, die unterlegt sind mit Soundspuren von Hans Berg, bürstet sie alle bürgerliche Moral ohne Kompromiss gegen den Strich, wofür ihr 2009 bei der Biennale in Venedig der Silberne Löwe für Nachwuchskunst zugesprochen wurde. Aber alle Amoral ist bei Djurberg und Berg irgendwie doch moralisch fundiert. Geht es doch weniger um das Frivole, dem hier um seiner selbst willen gefrönt würde – sondern um die ewige Nähe von Eros und Thanatos, die sich wechselseitig profilieren. In der zentralen Halle des Rotterdamer Museums Boijmans van Beuningen ist das Licht stark heruntergedimmt, auf dass mehrere Dutzend aufgesockelte, teilweise mit bonbonfarbenen Neonleisten versehene Vitrinen im Schummerlicht exzentrisch aufleuchten können. Wie eine etwas schrill präsentierte Kollektion ethnografischer Objekte mutet das Konvolut spontan an, präsentiert vielleicht sogar in Las Vegas, und was immer die Behältnisse dem Blick an Bizarrerie freigeben, verdankt sich einem bemerkenswerten Hang zur plastischen Materie und ihrer akribischen manuellen Durchdringung – als da wären Silikon, Ton, Kleber, Kitt, Holz, Nägel, Wolle, Nylonfaden, geknetet und geformt zu kleinen meditierenden Figuren. All die Yogis unter den 42 Glashauben – um solche handelt es sich ausweislich des grammatisch etwas verrutschten Werktitels «Snakes knows it's Yoga» – werden in gekonnter Aufmachung flankiert von frei im Raum hängenden Filmleinwänden mit jenen ominösen Trickfilmen, die das Renommee des Künstlerpaars begründet haben.

Nathalie Djurberg. Museum Boijmans van Beuningen, Rotterdam. Bis 1. Mai 2011. Katalog (Verlag für moderne Kunst, Nürnberg) € 35.–.

Ephemere Behauptungen

her. · Auch wenn da nur Bilder hingen, hat sich seine Kunst doch immer schon in den Raum gedrängt, die Leere zwischen zwei Wänden strukturiert, Bühnen inszeniert. Nun hat François Morellet in Paris eine Reihe von Installationen (re)inszeniert, mit denen er in den letzten Jahren an den verschiedensten Orten vor allem auch im öffentlichen Raum aufgetreten war. Es sind flüchtige Formulierungen aus Materialien wie Klebeband oder Holz, Neonröhren oder Salz. Gelegenheit, einen wenig bekannten Aspekt im Werk dieses Altmeisters der konkreten Kunst zu entdecken.

François Morellet – Réinstallations. Centre Pompidou, Paris. Bis 4. Juli 2011.